

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der Papagei als Ehe- und Friedensstifter

urn:nbn:de:bsz:31-62042

es nicht wünschst. Ich will für sie alle nicht mehr vorhanden sein."

"So leb' denn wohl," sagte der Baronet, während er den kleinen Sydney küßte und seiner Tochter die Hand reichte, — "und finde dein Glück in der Liebe deines Mannes, ein Glück, das auf Glenmore Castle dir allerdings nicht zu teil werden konnte."

Damit verabschiedete er sich. Er hat seine Tochter niemals wiedergesehen. —



Der Papagei als Ehe- und Friedensstifter.

lebte da in einer Badestadt eine alte kränkliche Dame. Die hatte einen Papagei und eine Wärterin. Der Papagei erheiterte seine Herrin durch sein drolliges Wesen, die Wärterin aber pflegte sie zu Tode.

Als der Kutscher, der sie im Leben oftmals spazieren gefahren, sie nun auch zur letzten Erholungsstätte, auf den Kirchhof, gebracht hatte, saßen die beiden, die

Wärterin und der Papagei, betrübt und erwartungsvoll beieinander, harrend, was nun aus ihnen werden sollte. Der Papagei kletterte von einer Stange zur andern, atmete schwer, sträubte das Kopfschieder, schlug die rotgrünen Flügel und rief in kläglichem Tone, wie er's von der Herrin gelernt hatte: "Ich bin so aufgereggt." Kein Wunder: denn ein neues, ungewisses Schicksal stand ihm jetzt bevor. Wie, wenn seine Herrin nicht für ihn gesorgt hatte und wenn er an den ersten besten verkauft wurde. Gleich traurige Gedanken bewegten auch die Wärterin Marianne; wenn sie's auch nicht in Worten ausdrückte wie der redselige Vogel, ihre Mienen sagten's doch: "Ich bin so aufgereggt!"

Nach Verlauf einer Stunde kam der Herr Vetter des seligen Fräuleins zurück und tröstete die beiden Trauernden im schwarzen und bunten Kleide mit der einflussreichen Versicherung: "Die Selige hat auch für euch beide gesorgt; ihr sollt beieinander bleiben."

Am Abend, es war schon spät, Marianne wollte eben die Läden schließen, da sah sie vorm Fenster eine dunkle Gestalt herumtschleichen; sie fuhr zurück, aber die Gestalt trat aus dem Dunkel ans erleuchtete Fenster und sagte freundlich: "Guten Abend, Jungfer Marianne." Es war kein anderer als der Kutscher Klebsattel.

"Ach, Sie sind's?" rief die Jungfer. "Herrje, wie bin ich erschrocken!"

"Ich hab' mir's doch gedacht, daß es Ihnen in dem einsamen Haus jetzt ein bißchen bange sein wird, so einsam und allein. Auch könnten manche Leute auf böse Gedanken kommen von wegen der Erbschaft des Fräuleins. Darum hab' ich gedacht, ich müßte da ein bißchen Schildwacht stehen. Ich habe ja eine Art Pflicht, der Jungfer beizustehen, bin ihr oftmals so nahe gestanden oder gesessen, wenn wir als ausgefahren sind."

Die Jungfer Marianne war gerührt über diese Anhänglichkeit und Besorglichkeit. Der Kutscher benutzte gleich diese Stimmung und meinte: "Ja, Sie sollten nicht mehr so einsam durchs Leben gehen. Es ist doch zu traurig, wenn man keine Stütze hat und wie der Vogel auf'm Zweig lebt, jeden Tag hinausgestoßen werden kann. Sie werden's jetzt fühlen?"

"Ja, 's ist mir, als ob mir meine Mutter gestorben wär' und ich stünd' als verlassene Waise mutterseelenallein in der Welt, seitdem die Selige fort ist." Das neunundvierzigjährige Waisentind fing an, gottserbärmlich zu weinen.

Die teilnehmende freiwillige Schildwacht tröstete die Betrübte damit, daß es ja immer noch gute Menschen in der Welt gäbe, an die man sich anschließen könnte.

"Ja, aber eine so liebe Seel' wie die Selige werd' ich schwerlich mehr finden; wir haben uns so gut vertragen."

Der Tröster meinte, es gebe noch andere liebe Seelen, es müßte ja nicht gerade eine Herrschaft sein; eine Kranke sei auch nicht immer ein Engel, wenn sie es auch bald werden wolle, namentlich eine weibliche; und im allgemeinen wäre es mit den Mannsleuten besser auszukommen als mit Weibern, die ja alle wunderbar seien.

Das sei wohl wahr, gestand die Jungfer zu; aber wo geschwind einen solchen Dienst finden.

"Dienst? Muß es gerade ein Dienst sein? Man hat doch auch einmal das Bedürfnis, selbständig zu werden, nachdem man sich so lange in andere hat schicken müssen. Ich weiß ja auch, wie's einem zu Mute ist, wenn man zwanzig Jahr gedient hat."

Er seufzte und sie tat ebenso.

"Ich habe schon gedacht, wie's wär', wenn man ein Stück Land pachtete oder kaufte und eine Gärtnerei anfinge, das hier noch besser ist und einträglicher als die Kutscherei. Aber da muß man zu zweit sein — eins muß im Garten arbeiten und das andere auf dem Markt sitzen."

Jungfer Marianne schwieg; aber zu sich selber sagte sie: "Aha, der hat heut auf dem Kirchhofweg etwas aus dem Gespräch des Herrn Veters mit dem Notar erlurt und will in dein Vermächtnis von der Seligen hineinheiraten. Nimm dich in acht!" Und sie schaute ihn daraufhin forschend an.

Der gutmütige Kutscher legte das aber anders aus und rief: "Jungfer Marianne, Sie sollten heiraten!"

"Ach was! Wenn man so alt ist, soll man nicht

mehr heiraten.“ Das sollte abweisend und schämig herauskommen. Es klang aber mehr so, als wenn sie gerade das Gegenteil im Sinne hätte; darum rief der Freier eifrig: „Ach was, zu alt? Das Alter, in dem wir stehen, sind ja die besten Jahre. Da hat man sich die Hörner abgelaufen und verträgt sich am besten.“

„Hm, hm,“ machte Marianne. Man wußte nicht, traute sie ihm oder traute sie ihm nicht.

„Meinen Sie? Wir zwei würden ganz gut zu einander passen. Wir sind ja so oft miteinander auf dem gleichen Wagen gefahren und haben nie Händel gehabt.“

Das mußte die Jungfer unbedingt zugeben; freilich dachte sie nicht daran, daß sie jeweils drinnen und er draußen auf dem Bock gefahren, und daß sie einander den Rücken zugekehrt hatten.

„Sind Sie nicht immer gut mit mir gefahren?“ fuhr der Freier fort; „so wird's auch weiterhin gehen.“

„Wir wollen sehen.“

„Also . . .“

„Ich muß mir's überlegen.“

„Sie werden sehen, wir werden einig und bleiben einig.“

Marianne sagte nichts darauf. Aber Boccaccio, der Papagei, der über dem Gespräch aufgewacht war, saß in einer trübseligen Stellung, die er der Seligen abgelauscht hatte, mit schlaff herabhängenden Flügeln und seitwärts geneigtem Kopfe und rief mit weinerlichem Tone: „Ach, das ertrag' ich nicht!“

Er wiederholte das noch mehrmals, bis er wieder einschlief. Seine Pflegerin ging noch lange mit sich selber sprechend im Zimmer auf und ab. Die zweite „Heiratsnarrsch“ war über sie gekommen, und die soll noch heftiger sein als die erste.

Am andern Tag fragte sie den Herrn Vetter, sobald sie seiner nur ansichtig wurde, was mit ihr eigentlich werden sollte; sie müsse baldigt Gewißheit haben, wie sich ihr Leben gestalten werde, denn sie habe ein dringliches Anerbieten erhalten, worüber sie sich sofort entscheiden müsse.

Der Herr Vetter setzte ihr auseinander, daß die Selige in ihrem Testament für ihre treue Wärterin und den Papagei in gleicher Weise gesorgt habe, nämlich so: sie habe fünftausend Gulden ausgesetzt, davon solle Marianne die Renten ziehen und den Papagei pflegen. Wenn dieser aber sterbe, so fielen diese fünftausend Gulden dem Waisenhaus zu. Der Stadtrat habe also die Pflicht, jedes Vierteljahr zu kontrollieren, ob der Vogel noch am Leben und gut gehalten sei.

Ein abscheuliches Vermächtnis! Das sieht ihr ähnlich, der wunderlichen, alten Schachtel, mehr für den Vogel als für die Wärterin zu sorgen! Die Renten von fünftausend Gulden und nur auf Zeit — da waren keine großen Sprünge zu machen.

Also durfte Marianne nicht höher hinaus mit ihren Ansprüchen als bis zur Frau des Kutschers Klebsattel. Die sieben Jahre, die er jünger war,

wurden schon aufgewogen durch zweihundert Gulden Leibgeding. Er kennt die Sache, hat dir den Antrag gemacht, also probier du's mit ihm, wie 's Heiraten tut.

Und sie probierte es und heiratete ihn.

Sie wußte's schon eine Zeit lang, wie's tut. Es tat so weit ganz gut. Warum auch nicht. Er war den größten Teil des Tages im Garten und sie auf dem Markt. Aber eines schönen Tages kam es doch zur ersten Schlacht. Der Kampfspreis war der Kassenschlüssel. Das Gefecht wurde als erstes weniger laut geführt, weniger mit Worten als mit Gebärden, Troßen und Weinen. Er blieb Sieger, und eine böse Ahnung für gleiche zukünftige Fälle überkam sie. Am Abend wollte sie darum das Gefecht erneuern, aber vom Seufzen, Heulen und Unglücklichtun kam's zum Tellerrasseln und Türzuwerfen. Aber wie sie so recht anfangen wollte, sah sie plötzlich, wie der Papagei im Käfig die Federn sträubte, mit den Flügeln schlug, hin- und herflatterte und überlaut schrie: „Ich bin so aufgeregt! Ich bin so aufgeregt!“

„O Gott!“ rief sie erschreckt und fürchtete, dem Vogel könnte etwas passieren. Er aber brach in ein unbändiges Lachen aus über den „Bojazzo“, wie er ihn nannte.

Das Gewitter war mit diesem Zwischenfall entladen, eine milde Veröhnung folgte, wie wohlthätiger Regen nach der Wetterschwüle.

Das nächste Ehegewitter ging aber nicht so leicht vorüber. Eines Abends kam er sehr spät heim und hatte ein wenig über den Durst getrunken. Sie hatte lange gewartet, gewacht und sich auf eine Gardinenpredigt vorbereitet. Vor Aerger war sie nicht so besonnen, ihn mit der erfolgreichsten Weibewaffe, den Tränen, kurz und klein zu kriegen, sie wandte vielmehr ihre ganze Beredsamkeit an, um ihm den Kopf gehörig zu waschen. Er wäre ganz nüchtern geworden, wenn solche Reden kühlendes Wasser für den brennenden Schädel wären; aber sie wirkten wie Del, das ins Feuer gegossen wird. Er brauste gehörig auf und suchte den Mangel an glaubhaften Ausreden durch seine laute Stimme zu ersetzen. Da begann sie zu weinen, und gleichzeitig fing der Papagei mit jämmerlicher Stimme zu klagen an: „Das halt' ich nicht aus! Das halt' ich nicht aus!“ Dem tobenden Manne blieben die Worte im Munde stecken, als er den Vogel jammern hörte. Das trunkene Glend kam plötzlich über ihn, er setzte sich auf einen Stuhl und fing wie ein Kind an zu weinen über seine Schlechtigkeit. Er verschwor alles Trinken, welches einen solchen Jammer ins Haus bringe. So saßen sie eine Zeit lang da und heulten um die Wette, alle drei, bis die Frau sich ein Herz faßte und ihren Mann zu beruhigen begann. Mit Mühe gelang es endlich, seine Tränen zu stillen und ihn ins Bett zu bringen. Er besserte sich auch wirklich, wenigstens für einige Zeit. Eines Tages jedoch ließ er sich wieder einmal verleiten, ein wenig über den Durst zu trinken.

Aber lange bevor dieser Rückfall eintrat, entlud sich ein Unwetter, das schrecklichste und heftigste, am Egehimmel des Gärtnerpaares.

Dabei handelte sich's nicht um den schönsten Mamon, auch nicht um die häßliche Untugend der Unmäßigkeit, sondern diesmal griff's ans Herz: der Streitgrund war die leidige Eifersucht. Sie behauptete, er tue mit den Dienstmädchen, welche Gemüse vom Garten holten, zu schön und schenke ihnen noch Sträußlein. Er aber rechtfertigte sich und ließ es sich nicht verbieten; das gehöre zum Geschäftsvorteil. Und heiß genug ging's her, so heiß, daß die zwei sogar die warnenden Rufe des Vogels überhörten. „Ich bin so aufgeregt! Nein, das vertrag' ich nicht!“ Es blieb sogar bei bösen Worten nicht, sondern es kam zu Tätlichkeiten. Sie zerrte ihn beim Bart und er sie an den Böpfen. Ja, jetzt erhoben beide schon die andere freie Hand, und wer weiß — eine unheimliche Stille trat ein. Da ließ sich ein eigentümlicher Laut vernehmen, beide Streiter wandten sich um, beide ließen auf einmal einander los, beide riefen wie aus einem Munde: „Herrje, der Papagei!“

Mit entsetzten Gesichtern traten sie an den Käfig. Da lag der gute Boccaccio am Boden, die Augen geschlossen, — tot. Ja, er hatte recht gehabt mit seinem: das ertrag' ich nicht!

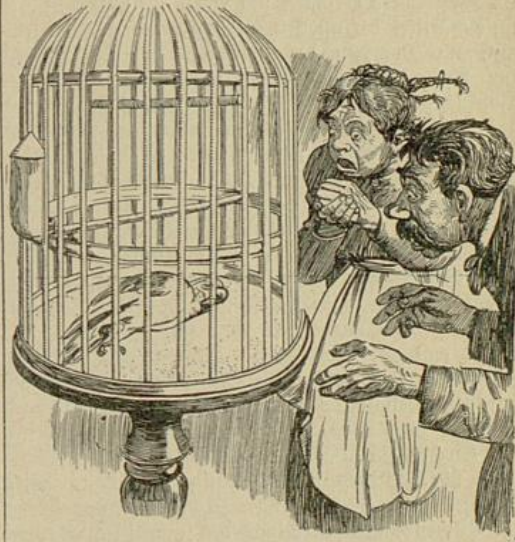
Er war zu vornehm für so starke Wutausbrüche, zu fein auch erzogen für so rohe Auftritte. Erschreckt und reuig saßen die beiden armen Sünder da, die zweihundert Gulden Rente waren hin, das Heiratsgut, um das er sie und sie ihn gekriegt hatte, war jetzt Waisengut, sie hatten ihr Glück mutwillig verschert. Er machte ein zornig-verdrießliches Gesicht, ihr kam das Weinen.

„Der arme Kaischo,“ jammerte sie, „o du guter, guter Vogel; mußt du so ums Leben kommen und uns um fünftausend Gulden bringen! Ach Gott, ach Gott, und morgen kommt schon die Kommission!“

„Kann man nicht geschwind einen andern ähnlichen kriegen?“ überlegte der praktische Ehegatte. „Gib ihn her, ich rei' heute noch nach der Hauptstadt.“

Sie holte die Leiche aus dem Käfig. Sie liebte den Toten. Er war noch warm; ja was war das? Das Herzchen klopfte noch ein bißchen. War er am Ende noch nicht ganz tot? Oder sollte er gar nur in Ohnmacht gefallen sein, wie so oft seine einstige Herrin? „Mann, geschwind ein Glas Wasser!“ Er brachte es, sie goß es dem Leblosen über den Kopf; er schüttelte sich und spritzte den beiden die Tropfen ins Gesicht; diese wurden gar heiter, und als der lose Vogel sich vormurfsvoll, aber mit kräftigen Bewegungen und lauten Tönen als lebendig erwies, da fielen die beiden Eheleute einander um den Hals, lachten und weinten durcheinander und gelobten, nie mehr zu streiten. Denn wenn's auch diesmal gut abgelaufen war, man könnte nicht wissen, wie's dem zartfühlenden Tier ein andermal auf die Nerven schlagen möchte. Davan hatte die selige Herrin ja auch gelitten und daran war sie auch

gestorben. Also Hand drauf, Friede halten, keinen Unlaß mehr zu Streit und Haber geben und nehmen. So versprachen sich die zwei Gatten an dem Vogelkäfig und standen da feierlich wie vorm Traualtar.



Mit entsetzten Gesichtern traten sie zu dem Käfig.

Sie haben in der Tat das Menschenmögliche getan, sich zu vertragen, den Hausfrieden nicht zu stören; und wenn's einmal eine kleine Scene setzte, so gingen sie wenigstens dem Papagei aus dem Wege. Damit war schon viel gewonnen, sie konnten sich nur verstoßen streiten. Im Hause vorm Papagei ging's ja nicht, und vor den Leuten, nun da ging's doch auch nicht recht. Und so verlernten sie das Habern mehr und mehr. Und es ist ihnen beiden gut bekommen. Denn sie wurden siebzig Jahre alt. Der Papagei überlebte noch beide und kam ins Waisenhaus für die fünftausend Gulden. Und dort erfreute er die armen Kinder noch lange mit seinen drolligen Reden und Gebärden. Auch respektierten sie seine Nerven und waren gleich ruhig, wenn er klagte: „Ich bin so aufgeregt“ oder „ach, das ertrag' ich nicht.“ In Ohnmacht ist er aber nicht mehr gefallen. Als er wieder wie tot dalag, war er's auch und verdient hat er auch die Ruhe, die er oft so gründlich gestiftet hat.

Abgetrumpft.

Von Maximilian Schmidt.

Jakob Mojschel war im ganzen Distrikte von alt und jung gekannt. Er handelte mit allem, was nicht niets- und nagelfest war, vorzugsweise aber vermittelte er den An- und Verkauf von Vieh. Er verstand, dessen Krankheiten auch mittels allerlei anscheinend nur ihm bekannter Tränklein zu heilen, was ihm in Folge einer Beschwerde des Veterinärarztes schon zu wiederholten Malen untersagt worden war, doch